

KINO

Schäferstündchen andersrum

Einfühlsam inszeniert, brillant interpretiert: Der als schwuler Western gehypte Brokeback Mountain überzeugt auf der ganzen Linie.

Karge Felslandschaften mit schroffen Abhängen, unberührte Wälder, Wiesen so weit das Auge reicht. Und über alles spannt sich, mächtig und zum Greifen nah, ein tiefblauer Himmel. Ang Lee nimmt sich viel Zeit, um die grandiose Kulisse zu entwerfen, vor der sich zwei Cowboys treffen und lieben.

Als Ennis Del Mar (Heath Ledger) und Jack Twist (Jake Gyllenhaal) auf entlegenen Weidegründen am Fuß des Brokeback Mountain Schafe hüten, entwickelt sich aus verstohlenen Blicken und zweideutigen Balgereien ein homoerotisches Verlangen, das beide überrascht: "You know I ain't queer. - Me neither." Fernab aller gesellschaftlichen Zwänge findet ihre Leidenschaft Erfüllung. Die Idylle währt jedoch nicht lange. Ennis kehrt in seine Kleinstadt zurück, in der eine Braut auf ihn wartet, Jack macht sich auf den Weg nach Texas, heiratet ebenfalls. Doch als sie sich vier Jahre später wieder sehen, haben sich ihre Gefühle nicht geändert.

Im Utopia

Zu Recht wurden Heath Ledger und Jake Gyllenhaal für die Oscars des besten Haupt- und Nebendarstellers nominiert. Vor allem Ledger glänzt in seiner Rolle als einfach gestrickter Tagelöhner Ennis, den ein unsichtbarer Schleier aus Trauer und Schuldgefühlen gefangen hält. Hinter seinen Stirnfalten und seinen leicht zusammen-

gekniffenen Augen spürt man förmlich wie er mühsam nach Worten ringt, in die er seine Gefühle fassen kann - Gefühle, die eigentlich gar nicht sein dürften und die der nuschelnde Cowboy am liebsten runterschlucken würde. Nicht zuletzt dank dieser schauspielerischen Leistungen, allesamt auf höchstem Niveau, überträgt Brokeback Mountain das



Der Blick über die Schulter gilt einem Anderen: Jake Gyllenhaal und Anne Hathaway in "Brokeback Mountain".

meiste, was an Filmen in den vergangenen Monaten im Kino zu sehen war.

Trotz all seiner künstlerischen Qualitäten hat der kommerzielle Erfolg von Brokeback Mountain viele überrascht. Nicht nur die üblichen Kritiker aus dem konservativ-christlichen Lager, die schon bereit standen, in einer prämierten, doch vom Publikum verschmähten Cowboyromanze den Beweis dafür zu sehen, wie weit sich das liberale Hollywood vom gesunden Empfinden des bodenständigen Amerika entfernt habe. Dabei liegt der Grund für die breite gesellschaftliche Akzeptanz auf der Hand: Brokeback Mountain ist ein äußerst straighter Liebesfilm. Natürlich werden Geschlechterrollen hinterfragt und die Codes des - eh schon zu Tode dekonstruierten - Westerngenres samt Marlboro-Ästhetik ein weiteres Mal offen gelegt. Doch geht es Lee in erster Linie darum, die ergreifende Geschichte einer tragischen Liebe zu erzählen, der nur der Tod ein Ende zu setzen vermag. Ganz im Stil klassischer Liebesdramen, doch ohne Sentimentalität, ohne Schwarzweiß-Malerei. Denn Ennis und Jack sind nicht nur die Opfer eines homophoben, dem unbarmherzigen Gesetz der Männer gehorchenden Umfeldes, sondern vergehen

sich ihrerseits an ihren Angehörigen, denen sie die eigene schmerzvolle Lebenslüge aufzwingen: An der uneingestanden Homosexualität gehen ihre Ehen zugrunde und das Verhältnis zu ihren Kindern droht zu scheitern.

Brokeback Mountain legt nahe, dass es weniger offene Diskriminierung und gesellschaftlicher Druck sind, die sich den Liebenden in den Weg stellen, als die Barrieren in ihren eigenen Köpfen. Aufgewachsen in einem Provinznest des ländlichen Amerika, an dem alle emanzipatorischen Bewegungen spurlos vorbeigegangen sind, vermag insbesondere Ennis nicht, die verinnerlichten Normen zu überwinden. Trotz aller Intensität können die romantischen Gefühle nicht in einen möglichen Lebensentwurf münden, und so bleibt beiden nichts anderes als der nostalgische und zermürbende Versuch, das Abenteuer am Brokeback Mountain in gemeinsamen Ausflügen und Angeltouren zu wiederholen, ohne Aussicht auf eine dauerhafte Bindung. Am Ende bleibt die Erinnerung an vergangenes Glück und das Wissen um verpasste Chancen. Und der Blick aus dem Fenster auf die Weite der Natur, die sich niemals wird bändigen lassen.

Gilles Bouché

20. TEDDY QUEER FILM AWARD

Teddy wird langsam erwachsen

Der Goldene Bär geht nach Bosnien und sein kleiner Bruder auf die Philippinen. Trotz sehr guter Filme konnte die Preisverleihung nicht überzeugen.

Der Teddy ist längst ein namhafter Bruder des goldenen Bären. Langatmig und laienhaft war nur leider der Abschluss des diesjährigen Queer Awards am vergangenen Freitag.

"Irgendwie, irgendwo, irgendwann fängt der Weg zum Himmel an." Mit schnulzigen Zeilen ermüdete Punk-Lady Nina Hagen - ganz in Schwarz mit Zylinder - im ehemaligen Berliner Technoclub E-Werk das Publikum. Vielleicht unbeabsichtigt, aber nicht unauffällig erschienen im Anschluss einige Ehrengäste sogar zu spät zur Teddy-Verleihung.

Dieter Kosslick, seit fünf Jahren Leiter der Berliner Filmfestspiele, hetzte gänzlich unvorbereitet im klassisch schwarzen Mantel mit Hut und rotem Schal gerade noch zeitig für ein paar Dankesworte auf die Bühne. "Berlin ist eine Superstadt für Leute die que(e)r sind."

Und es kam noch besser: Der Franzose Oliver Meyrou, der für "Au delà de la haine" den Teddy Award in der Sparte Bester Dokumentarfilm erhielt, war nicht mal anwesend. "Wir werden ihn finden. Dem Regisseur Pedro Almodóvar, damals noch gänzlich unbekannt, haben wir seinen Teddy 1987 in einen Umschlag gepackt", erzählte Wieland Speck, Leiter der Filmsektion Panorama und Mitgründer des Teddy Queer Film Award. Heute

müsste er aber schon ein Päckchen packen. Seit 1997 ist der Teddy nämlich kein Plüschtier mehr, sondern eine kleine Bronzeskulptur, die - würdevoll wie Buddha - auf einem echten Berliner Pflasterstein hockt: ein Symbol für den Revolutionsschick aus den Gründerjahren der Berliner Homoszene.

Unerwartet tauchte Oliver Meyrou am Ende der Verleihung dann doch noch auf um den Preis entgegen zu nehmen, den er für seinen detailgenauen Dokumentarfilm gewann. Darin geht er der Trauerarbeit einer Familie nach, deren homosexueller Sohn im September 2002 von drei Skinheads ermordet wurde.



Großer Auftritt: Nach 20 Jahren schwul- lesbischem, transidentischem Filmpreis stahl der Teddy den Preisträgern ein wenig die Show. (Foto: Stephanie Zeiler)

Der Franzose erzählt den Fall aus der Perspektive der Familie. Am Ende scheinen sie jedoch nicht mehr für sich selbst, sondern für den Staat zu sprechen.

"Gegen Homophobie muss man angehen", betonte Klaus Wowereit, regierender Bürgermeister von Berlin und selbst bekennender Homo. Anschließend war es an der Journalistin Andrea Winter den Gedanken in zwei Live-Interviews fortzuführen. Neben der Aids-Problematik in Südafrika beleuchtete sie die zunehmende Diskriminierung Homosexueller in Polen.

Gesellschaftskritisch aber auch amüsant ist der Film des Philippiners Auraeus Solito: "Ang Pagdadalaga ni Maximo Oliveros" (Maximo Oliveros blüht auf). Den Kinderpreis hat er für sein unschuldiges Bild kindlicher Homosexualität nicht gewonnen, wohl aber den Teddy für den besten Spielfilm.

Wahlweise mit zwei rosa Spangen oder einem Haarreifen schmückt Maxi sein kurzes Haar, bemalt sich die Lippen und posiert mit laszivem Hüftschwung in den Slums Manilas. Der Zwölfjährige - von dem Philippiner Nathan Lopez hervorragend gespielt - kocht, putzt, lebt glücklich mit seinem Vater und den kleinkriminellen Brüdern bis er sich in einen jungen Polizisten verliebt.

"Es ist ein überzeugendes Porträt eines außergewöhnlichen Jungen", begründete die Jury nach einem neuntägigen Filmmarathon ihre Entscheidung. Mit großer Freude nahm der Regisseur, selbst schwul, die Auszeichnung für sein Spielfilmdebüt entgegen, das er in nur 13 Tagen in den Straßen seiner Kindheit drehte. "Auf den Philippinen leben viele Menschen in großer Armut, aber sie lieben", erklärte er.

Dann war Schluss mit Preisen, Erinnerungen und Gesellschaftsanalyse. In Sekunden schnelle wummerte es aus den Lautspechern und die Gäste stürzten sich in die Party - die als längste und beste der Berliner Filmfestspiele gilt.

Mit 35 Beiträgen war der schwul-lesbische, transidentische Film sehr stark auf der diesjährigen Berlinale vertreten. Was fehlte, war eine Portion "Alltag", denn in den Metropolen leben Schwule und Lesben heute längst mit großer Selbstverständlichkeit und definieren sich immer weniger über ihre Situation als Angehörige einer Minderheit.

Stephanie Zeiler

Weitere Preisträger: Maryam Keshavarz "El dia que mori" bekam den Teddy für den besten Kurzfilm; der Jurypreis ging an Patrick Carpentier für "Combat". Und Tomer Heymann erhielt für "Paper Dolls" den Preis der schwul-lesbischen Zeitschrift Siegesssäule sowie den Publikumspreis der Berlinale-Filmsektion Panorama.